den Wagen sprechen sich die eleganten Gatten. Er ist verstimmt, denn er hat vor Tisch beim Ecarte stark verloren. Sie schluckt daher die Mitteilung, die sie ihrem Manne machen wollte, herunter und überlegt, wie sie den berühmten X. mit der Zahlung der Rechnung noch um einige Wochen vertrösten kann. Glücklicherweise fällt ihr der Rat einer guten Freundin ein; wenn man in Paris einen guten Lieferanten nicht gleich bezahlen kann, muß man neue große Bestellungen bei ihm machen. So wartet er getrost, denn er gewinnt bei den neuen Bestellungen genug, um sich für das Warten zu entschädigen. Madame, die während einiger Minuten eine sorgenvolle, häßliche Falte am Mundwinkel und an der Stirn hatte, tritt jetzt strahlend in Jugend und Schönheit in den hellerleuchteten Salon des Restaurants oder der befreundeten Familie, wo man sie zum Diner erwartet. Ein geheimnisvolles verführerisches Lächeln umspielt ihre roten Lippen und gibt der eleganten Pariserin den bezaubernden Ausdruck, um den sie die übrige Frauenwelt beneidet, denn morgen bestellt sie sich den weißen Seidermantel mit Spitzen, den sie heute nachmittag bei dem berühmten X. bewundert hat.

-⊙-

Kinderzeitungen

„Wie, Kinderzeitungen? Auch das noch? Hat es so etwas früher gegeben? Und gings nicht ebenso gut ohne sie?" Ich höre diese Fragen unzähliger Eltern; Eltern sogar, denen das Wohl und Wehe ihrer Kinder durchaus am Herzen liegt. Ernsthafte Mütter, wie oft und wie nachdrücklich sprechen sie sich gegen Kinderzeitungen aus. Sicherlich, das müssen wir zugeben, ging es früher ohne sie und am Ende waren damals die Kinder noch glücklicher, weil sie sie nicht brauchten, aber wären sie es heute auch noch, wenn sie sie nicht hätten? So wenig wie wir die früheren Zeiten mit der Gegenwart vergleichen könnten, so wenig hätten wir das Recht, Neuerungen, die der Zeitenwandel geschaffen, rundweg abzulehnen.

Die letzten Jahre mit ihrer Fülle von Umgestaltungen der gesamten alten Lebensgewohnheiten haben auch auf geistigem Gebiet Neuerungen mannigfacher Art gebracht. Gerade bei unserer Jugend hat eine ungleich höhere Regsamkeit des Geisteslebens eingesetzt, die zum mindesten den einen Vorteil hat, daß sie den —"bedauerlicherweise — immer häufiger vorkommenden Ausartungen, die sich bei Ueberschätzung des Sports zeigen und seinen Wert und Zweck herabwürdigen — ein willkommenes Gegengewicht bietet.

Aber eben dieses stärkere Hinneigen zum Geistigen drängt irgendwie nach einem Ausweg, nach einer Erfüllung. Und wenn der richtige Weg hierfür nicht von erfahrenen Erziehern gewiesen wird, wenn der richtige Führer fehlt, der den jungen Gemütern die für sie geeignete Kost ersetzt, dann erleiden diese tiefen Schaden. So kommt es, daß unsere Kinder anfangen, zur Zeitung, d. h. zur Tageszeitung, zu greifen; sie wollen am Geschehen da draußen teilnehmen, sie haben zuviel gehört und sind zu sehr interessiert an Allem — ist es da nicht natürlich, daß sie sich ihre Weisheit aus den Tageszeitungen holen möchten oder aus Schriften, die ihrem Verständnis zum großen Teil verschlossen bleiben?

Und oft genug sind Eltern „großzügig" genug, ihren Kindern die Erlaubnis zum Zeitunglesen zu erteilen, „sie sind ja keine Kinder mehr" oder „man kann sie schließlich nicht immer schützen."

Welche Gefahr dieses Gewährenlassen in Wirklichkeit in sich bergen kann, davon reden die Verurteilungen Jugendlicher eine furchtbare Sprache. Vielleicht hat ein verständiger und weitblickender Leiter aus dieser Erkenntnis heraus bahnbrechend gewirkt und so mochte wohl eines Tages die erste Kinderzeitung entstanden sein, die im Laufe der Zeit eine ansehnliche Zahl nicht nur von Anhängern, sondern viele Nachfolgerinnen erhielt. Wenn wir sie uns näher ansehen, diese Kinderzeitungen, so müssen wir mit Genugtuung feststellen, daß sie alle Interessen der Kleinen und schon Größeren zu erfüllen bestrebt sind. Sie sind vielseitig, d. h. sie bringen Belehrends, allgemein Interessierendes, Belustigendes, und so stellen sie unsere Kinder zufrieden, sofern diese eben noch ein gesundes, unverbildetes Empfinden besitzen. Sie bewahren sie davor — ein nicht zu unterschätzender Faktor — sich irgendwie politisch zu interessieren, und sie schützen sie vor allem vor Schmutz und Gift.

So betrachtet, sollten unsere Kinderzeitungen immer Eingang finden in die Häuser und Familien. Sie sind keine unnötige Ausgabe; der geringe Betrag für sie wiegt bei weitem das auf, was sie bieten. Darum sollten alle Eltern sich einmal für sie interessieren, sollten auf sie — vielleicht erst einmal versuchsweise — abonnieren. Und sicherlich werden sie meistens erfahren, daß ihren Kindern diese Zeitungen ein treuer Kamerad, ein guter Schutz und zuletzt ein freundlicher Lehrmeister sein werden, denn — geht nicht schließlich jede Weisheit ungleich leichter in das Köpfchen hinein, wenn sie — aus der Zeitung gehoit wurde, als aus einem nüchternen Schulbuch, das in seiner Art von vornherein zum Protest herausfordert?

-⊙-

„Blaue" Küchen schützen gegen Fliegen

Zu welchen Qualen Fliegen werden können, davon wissen alle Frauen ein Lied zu singen, die sich im Sommer täglich mehrere Stunden lang in der Küche aufhalten müssen. Sie werden daher den Rat begrüßen, den ein Arzt in einer italienischen populär-medizinischen Zeitschrift gibt und der dahin geht, die Küchen blau anzustreichen. Denn, so führt er aus, diese Farbe ist im Kampf gegen die Fliegen der weitaus ganz entschieden vorzuziehen. Zwei französische Naturforscher haben die Bildung des Auges der Fliegen gründlich studiert und beobachtet, daß diese nur das weiße Licht deutlich wahrnehmen können. Nach genauen Untersuchungen kamen sie zu dem Schluß, daß das Blau eine Farbe ist, die von den Fliegen so gut wie gar nicht gesehen wird und daß sie instinktiv geradezu eine Blaufurcht, einen Blaukoller haben. Die Forscher stellten u. a. folgenden Versuch an: Sie ersetzten die gewöhnlichen Fensterscheiben eines Zimmers durch blaue Scheiben, so daß das Innere des Raumes nur durch blaues Licht beleuchtet war. Einen ganz kleinen Spalt ließen sie offen, durch den ein winziger Strahl weißen Lichtes hereindrang. Die Fliegen, die in größerer Zahl in dem Raume eingeschlossen waren, zeigten zunächst Unruhe, ja Bestürzung, dann aber stürzten sie sich sogleich auf den kleinen Spalt, um das Freie zu gewinnen. Die Forscher sind so zu dem Schluß gekommen, die Blaufärbung all der Räume angelegentlichst zu empfehlen, wo die Gegenwart der Fliegen nicht erwünscht und vom Uebel ist. Uebrigens haben, gewissermaßen instinktmäßig, schon manche Hospitale ihre Küchen blau angestrichen, und in Argentinien ist kürzlich ein Gesetz erlassen worden, daß die Butter- und Käsefabriken verpflichtet die Räume, in denen Milch zur Verarbeitung gelangt, blau zu färben.

G. Dreßler.

-⊙-

Aus dem Engen und Weiten

Eitelkeit am falschen Ort.

Im Frauengefängnis zu Bedford (U. S. A.) hatten die Gefangenen aus den ihnen erlaubten Zeitungen erfahren, daß die heutige Mode immer kürzere Röcke vorschreibt, und hatten demgemäß bei der Anstaltsleitung den Antrag gestellt, ihnen zu gestatten, auch die Röcke ihrer Sträflingskleidung entsprechend zu verkürzen. — Die auf die Spitze getriebene Einfachheit in der Kleidung, das streng durchgeführte Verbot, auch nur das Geringste daran zu ändern, ist für die Gefangenen, besonders die jüngeren unter ihnen außerordentlich schwer zu ertragen. Dies gilt nicht nur für Amerika; in den Frauengefängnissen der ganzen Welt ist es ähnlich. Nichts empfinden die weiblichen Gefangenen schwerer, als bei Besuchen, Besichtigungen und dergleichen gezwungen zu sein, sich Fremden in ihrer wenig vorteilhaften Tracht zu zeigen. Sie schämen sich, weniger darüber, daß sie in Haft sind, als deswegen, daß Fremde sie in ihrer Sträflingskleidung, die der weiblichen Eitelkeit so gar keinen Spielraum läßt, zu sehen bekommen. — In England bemerkte man in einer großen Strafanstalt eines Tages, daß die Mehrzahl der weiblichen Gefangenen si chplötzlich puderte. Es war zunächst ein Rätsel, woher der Puder stammte. Man glaubte natürlich an Durchstechereien und richtete einen Ueberwachungsdienst ein, um die Schuldigen zu entlarven. Dabei kam man dahinter, daß die Frauen den Kalk von der Wand kratzten und daraus einen „Ersatz-Reispuder" herstellten. — „Die Stimmung der Frau," sagte einst Rochefoucauld, „hängt davon ab, bis zu welchem Grade sie ihre Eitelkeit befriedigen kann" ... Das stimmt, selbst im Gefängnis.

Sieh' unter Dich.

Wenn wir unter unseren Mitmenschen weilen, sehen wir zu wenig nach unten, vergleichen wir uns zu oft mit den wenigen, die es „besser" haben als wir und werden dann leicht unzufrieden. Was berechtigt uns denn, stets besser leben zu wollen, als andere leben? Und täuschen wir uns nicht oft, indem wir den „Schein" für „Sein" nehmen? Indem wir Wohlhabenheit vermuten, hinter deren Scheinbild sich oft die schwersten Geldsorgen verbergen? Indem wir lächelndes Eheglück feststellen, während die zur Schau getragenen Rosen oft die spitzesten Dornen verhüllen? Hast du noch nie darüber nachgedacht, daß die Straße keine Vorstellung vom wirklichen Leben gibt, daß man nur im Winkel weint, daß ein großer Teil der Bevölkerung krank und siech hinter Gardinen sitzt, daß der Aermste, der gesund seinen Karren mit Lumpen durch die Straße zieht, von Wohlhabenden und Reichen um seine gesunden Glieder beneidet wird? — Sieh unter dich! Suche das Elend auf, um zu wissen, daß du es besser hast als mancher andere!

-⊙-

Ratschläge und Winke

Regenwürmer aus Blumentöpfen zu entfernen.

Bemerkst du in den Untersätzen deiner Blumen kleine, krümelige Häufchen Erde, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß Regenwürmer in den Töpfen sind. Um sie zu entfernen, mache einen Aufguß von Roßkastanien oder Wermut und gieße die Pflanzen, wenn sie des Wassers bedürfen, damit. Es dauert nicht lange, so kommen die Regenwürmer an die Oberfläche des Topfes und können abgenommen werden.

Angestrichene Türen zu reinigen.

Das Reinigen von hell gestrichenen Türen soll im Jahre höchstens zweimal geschehen, und es genügt wohl eine einzige Säuberung. Man braucht dazu weiches Wasser und wählt am besten Regenwasser. Diesem wird etwas Salmiak zugesetzt, wobei auf einen großen Zimmereimer ein Eßlöffel voll zu rechnen ist. Man taucht einen Schwamm in die Flüssigkeit und wäscht damit die Türen ab. Dabei muß vermieden werden, daß Tropfen herunterlaufen. Später reibt man mit einem Lederlappen nach. Will man sehr schnell helle Türen reinigen, an denen sich Spuren von Kinderhänden zeigen, so nimmt man etwas geschlemmte Kreide oder weißes Zahnpulver auf einen feuchten Schwamm und reibt die Tür damit ab. Es verschwinden dann augenblicklich alle Spuren solcher Beschmutzungen, wie sie in kinderreichen Familien so häufig vorkommen.

Aluminium-Geschirr.

Im allgemeinen ist dasselbe sehr angenehm, sauber und appetitlich im Gebrauch. Alles kocht in solchen Pfannen schnell und das ist ein großer Vorzug. Aber dieses Geschirr hat seine Eigenheiten. Es eignet sich zum Beispiel gar nicht zum Auslassen oder Erhitzen von Fett. Erhitztes Fett hat eben einen sehr hohen Wärmegrad und dieser schadet dem Aluminium. Der Boden wird uneben und buckelig und das Geschirr verunstaltet, so daß es auf dem Herd nicht mehr gerade stehen kann. Zum Fettauslassen oder Erhitzen sollten nur Eisen- oder Nickelpfannen verwendet werden.

Auch zum Aufbewahren von aufgeschlagenen Eiern eignen sich Aluminiumgeschirre nicht. Eier sowohl wie Geschirren verändern sich. Letzteres wird von den Eiern hell und metallisch. Aluminium ist eben ein Metall, das ebenso leicht in Säuren als auch in Laugen löslich ist. Deshalb erklärt sich die Veränderung des Eies, dessen laugenhafte Beschaffenheit die äußerste Metallschicht des Geschirrs auflöst und in sich aufnimmt.

Zum Einkochen von Früchten ist das Aluminium sehr zu empfehlen.

H.

Um Linoleum glänzend rein und lange Zeit zu erhalten, wischt man es mit einem feuchten Tuch gut ab, reibt es mit in Terpentin aufgelöstem Wachs ein und poliert es dann mit einem weichen Lappen gut nach.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 34 — Altena, den 23. August — 1927

Wollen wir unsere Kinder zu Idealisten erziehen?

Von Alice Barthels-Dresden.

Idealisten! Passen sie eigentlich noch in unsere Zeit? Ueberkommt uns nicht ein leises Lächeln beim Klange dieses Wortes? Früher mögen sie allenfalls noch daseinsberechtigt gewesen sein, aber heute — in dieser Zeit des Fortschritts, der Aufklärung, in dieser Zeit der materiellen Interessen? Werden Idealisten, wenn sie heute wirklich noch auftauchen, nicht einfach beiseite geschoben, überrannt vom rücksichtslosen Vorwärtsstürmen der Massen? Und nun sollten die, denen das Heranbilden der kommenden Generation in die Hand gegeben ist, nun sollten Eltern und Erzieher sich der Verantwortung schuldig machen, ihre Kinder zu jenen unglücklichen, bedauernswerten Geschöpfen zu erziehen, über die jeder vernünftig denkende Mensch die Achseln zuckt?

Zu den Folgeerscheinungen des Krieges gehört es, daß unsere Jugend sich ungleich selbständiger entwickelt hat, als dieses früher der Fall war. Und das ist gut so. Unsere Zeit fordert mit unerbittlicher Strenge ein früh einsetzendes, eigenes Denken und Handeln von unseren Kindern und hat mit aller Verweichlichung, mit allem „Muttersöhnchentum" merklich aufgeräumt. Wer die Erziehung seiner Kinder nicht dementsprechend einstellt, tut ihnen zweifellos Schaden an. Niemals aber darf diese anerzogene Selbständigkeit dahin ausarten, daß sie jeden Willen über sich ausschalten möchte, daß Kinder sich nicht mehr als Kinder, sondern als — Herren fühlen. Und gerade mit dieser Erziehung zur Selbständigkeit wird nur zu oft alles harmlos Kindhafte hinweggewischt, das mit Verweichlichung nichts zu tun hat, das vielmehr ein Vorzug, ein Vorrecht unserer Jugend ist. Das darf nicht sein. Diese echte Kindlichkeit zu erhalten, ja mehr noch, sie zu pflegen, darf ein Erzieher bei allem Hinbilden zur äußeren Unabhängigkeit niemals vergessen. Und hier finden wir die Grenze, die Gefahr, die von vielen Eltern übersehen oder zum mindesten unterschätzt wird. Wir finden heute unzählig oft Eltern, die geradezu stolz darauf sind, daß ihre Kinder sich bereits den Kinderschuhen entwachsen fühlen und dies in einem Alter, wo das noch nicht der Fall sein sollte. Abgesehen davon, daß ihnen in späteren Jahren oft genug die Erkenntnis der gefährlichen Folgen ihrer kurzsichtigen Erziehungsmethode kommt, ahnen sie nicht, wieviel von dem Schönsten, Höchsten der Tugend sie ihren Kindern rauben. Solche Eltern pflegen wohl mit der stolzen Sicherheit eines weitblickenden Praktikers auf Vorhaltungen anders Denkender zu erwidern: Mein Kind soll früh auf eigenen Füßen stehen. Es soll ohne Illusionen ins Leben treten, damit ihm auch Enttäuschungen erspart bleiben; wir haben es an uns selbst erfahren, wie bitter es ist, seine Träume zu begraben; besser, unsern Kindern bleibt dies erspart, besser, sie sehen das Leben so nüchtern an, wie es in Wirklichkeit ist, als — daß es ihnen so ergeht, wie uns.

Sie klingt so überzeugend wahr, so unglaublich vernünftig, diese Ansicht, daß wir beinahe versucht sind, uns ihr anzuschließen. Wir werden aber beizeiten vor solchem Irrtum bewahrt, wenn wir einmal die Kinder jener Eltern daraufhin näher betrachten. Wir können sie, wenn wir gute Beobachter sind, ganz gut herausfinden unter anders Erzogenen. Es fehlt ihnen die glückliche Sorglosigkeit der Jugend, es fehlt ihnen jener wundervolle Frohsinn, wie wir ihn eben nur an Kindern kennen, es fehlt ihnen auch jene Begeisterungsfähigkeit, um die wir die Jungen beneiden. Sie sind — schon im Kindesalter — gewissermaßen fertige Menschen, fertig in ihrem Urteil und fertig in ihrem Empfinden, wenigstens scheinen sie fertig; tatsächlich sind sie innerlich arme, frühreife Wesen, Kinder, die um das reinste Glück der Jugend betrogen wurden, Pflanzen vergleichbar, denen ein Mangel an wärmender Sonne nicht ihren vollen Duft und Farbenreiz verlieh.

Und — ist es wirklich solch ein großer Vorzug, wenn unsere Kinder frühzeitig die Schattenseiten des Lebens kennen lernen? Wenn ihre junge Seele — mitten im ersten Begreifen und seligen Genießen — vom Rauhreif des Wissens getroffen erschauernd die dunklen Tiefen des Lebens erkennen muß? Haben wir Großen ein Recht, unsern Kindern die Jugendlust zu trüben, ihr Gemüt zu vergiften? Sind sie denn — im Kindesalter — reif für den Ernst und die Tragik des Lebens? Niemals! Und darum: Greifen wir dem Schicksal nicht vor, übernehmen wir nicht eigenmächtig, was dem Leben selbst, was der Zeit vorbehalten bleiben muß: Unsere Jugend hart anzufassen, ihr den Schleier von den glücklichen Augen zu nehmen, durch den sie bis dahin alles so rosig anschauen durfte.

Ist es nicht auch eine Festigung, eine Art Schutz für unsere Kinder, wenn sie wenigstens die Erinnerung an eine schattenlose Jugendzeit mit hinübernehmen dürfen in die große Lebensfahrt? Tragen sie nicht die Stürme, die ihr Lebensschiffiein umbranden, eher, wenn sie in Stunden der Not einen Ankerplatz wissen, an dem sie ausruhen dürfen: Das selige Wunderland einer wohlbehüteten Kindheit? Darum — bei aller äußeren Selbständigkeit — laßt Euer Kind solange als möglich Kind sein, bewahrt es vor den Wirrnissen der Zeit, erhaltet ihm, solange es irgend geht, den offenen Blick für alles Schöne ringsum, lächelt nicht über zu viel Begeisterungsfähigkeit, zerstört ihm nicht den blühenden Garten seiner Jugendzeit durch leisen Spott oder lautes Zürnen! Bewundert nicht jene Kinder, die — in vorzeitiger Reife — wähnen, das Leben meistern zu können, sondern — bemitleidet sie. Erziehet getrost Eure Kinder zu Idealisten, unbekümmert darum, ob man Euer Tun begreift; Ihr gebt ihnen so das eine, das wertvollste Erbe mit ins Leben, das Ihr zu geben vermöget: Eine Quelle inneren Reichtums, die ein ganzes Leben hindurch nicht versiegen wird.

-⊙-

Mehr Mitarbeit in der Gesundheitspflege!

Von Stadtmedizinalrat Dr. Fischer-Defoy in Frankfurt a. M.

Merkblätter, die bei Impfterminen, in der Schule, bei Versammlungen verteilt werden, Artikel in den Zeitungen jeder Art und Richtung, Vorträge mit Lichtbildern und Filmvorführungen, Ausstellungen von der improvisierten Säuglingsschau an bis zu den großen Wandermuseen des Deutschen Hygiene-Museums, das sind die Mittel, mit denen man versucht, das Verständnis für die Gesundheitspflege in weiteste Kreise zu tragen und jeden Einzelnen von der Notwendigkeit zu überzeugen, seinen Körper zu pflegen, und den Gefahren, die seiner Gesundheit drohen, aus dem Wege zu gehen. Diese Bemühungen sind nicht ohne Erfolg geblieben: wer kennt heute nicht die bakteriellen Krankheitserreger, wer weiß nicht, daß die Syphilis vererbbar ist, und wer ist nicht über die Wege zu Kraft und Schönheit unterrichtet?

Wir sind aber trotz dieses Wissens immer noch weit davon entfernt, daß wir die Hygiene als Allgemeingut bezeichnen können. Die Allgemeinheit weiß heute mehr von ihr als vor 20 Jahren; wer sich aber kritisch umsieht, bemerkt, daß trotz aller Kenntnisse viel gegen sie gesündigt wird, daß der Einzelne zwar oft durchaus unterscheiden kann, was gesund und was ungesund ist, daß er aber nicht daran denkt, die Lehren zu befolgen, wenn damit die geringste Unbequemlichkeit für ihn verbunden ist. Eine solche sieht er zuweilen darin, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch andere erziehen helfen soll. Ein Beispiel: Wir wissen, daß die Atemluft eines Menschen Krankheitskeime übertragen kann. Trotzdem dulden die meisten von uns beim Einkaufen von Eßwaren, daß der Verkäufer, dessen Gesundheitszustand uns völlig unbekannt ist, in die Düte hineinbläst, um sie zu öffnen, anstatt ihr von außen die erwünschte Form zu geben. Zwar können wir die in ihr untergebrachten Früchte vor dem Genuß abspülen. Das ist jedoch nicht möglich, wenn es sich um Gebäck oder um Süßigkeiten handelt; es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß Krankheitskeime, die der Verkäufer in die Düte hineinbläst, sich dem Inhalt mitteilen und mit ihm in das Innere unseres Körpers gelangen. Wenn auch an eine Tuberkuloseübertragung als Regelfall nicht gedacht zu werden braucht, eine Grippeansteckung, auch eine solche von Diphtherie, vielleicht auch von Masern und Scharlach, ist auf diesem Wege wohl denkbar. Das Unappetitliche des Vorgangs des Hineinblasens braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Eine andere Unsitte beim Verkauf von Lebensmitteln, die noch gefährlicher ist und sogar für die Uebertragung von Typhus und Ruhr in Betracht kommen kann, besteht darin, daß der Verkäufer Eßwaren, die ungewaschen gegessen werden, mit den Händen, anstatt mit Zange oder Schaufel, aussucht und einpackt. Es gibt viele Verkäufer, die außerordentlich sauber sind, aber jedesmal vor dem Anfassen der Eßwaren sich die Hände zu waschen, die durch die Empfangnahme von schmutzigen Geldscheinen und oft auf noch viel schlimmere Weise verunreinigt sind — das verbietet nicht nur der Betrieb des Ladens, sondern nicht selten auch der Mangel an Waschgelegenheit oder aber das Fehlen sauberer Handtücher, die in stark verschmutztem Zustande die Wirkung des Händewaschens völlig in Frage stellen können.

Wie kann sich der Käufer vor den durch diese Mißbräuche hervorgerufenen Gefahren schützen? Die Antwort weiß jeder: trotzdem kann man die Fälle zählen, in denen der Käufer die so behandelten Eßwaren zurückweist und darauf besteht, daß die Aushändigung auf hygienisch einwandfreie Weise erfolgt. Die Abweisung braucht nicht so zu geschehen, daß alle im Laden Anwesenden auf sie aufmerksam gemacht werden, wenn das auch gewiß erzieherisch von Nutzen wäre. Der Verkäufer wird sich auch so die Lehre merken und danach handeln.

Solche Beispiele ließen sich ungezählt vermehren, in denen ein hygienischer Mißstand, dessen Tragweite oft nicht abzusehen ist, aus Scheu vor einer Unbequemlichkeit geduldet wird, und zwar gegen bessere Ueberzeugung. Man duldet das Ausspeien auf den Fußboden in Eisenbahnen und Warteräumen, das Umblättern der Seiten mit speichelfeuchten Fingern, gar nicht zu reden von den zahlreichen gesundheitlichen Verbrechen, die an den Kindern begangen werden in Gegenwart der Eltern, die aus falsch angebrachter Höflichkeit schweigen und einen Einspruch aus Furcht vor Unannehmlichkeiten scheuen.

Wer es wirklich ernst mit der Gesundheitspflege nimmt und sich und die Seinen gesund erhalten will, muß sich auch seiner Haut wehren, wie er es zu tun pflegt, wenn er tätlich angegriffen wird. Auch das ist ein tätlicher Angriff, wenn ein andrer unsere Gesundheit gefährdet und keinerlei Rücksicht sollte uns davon abhalten, energisch dagegen vorzugehen. Gleichgültigkeit kann uns das Leben kosten, energisches Vorgehen aber kommt nicht nur uns, sondern auch der Allgemeinheit zugute.

-⊙-

Die Lieder der Wolken

Skizze von Richard H. Schroeder, Aschersleben

Wenn ich vom Schreibtisch aufsah, konnte ich ihn immer beobachten. Tag für Tag ging er unter den alten Linden des alten Spitalgartens auf und ab, ruhelos, rastlos. Nur ganz selten blieb er stehen. Dann war es stets, als lauschte er in die Ferne, aus der ihm leise Klänge zu kommen schienen. Er war so alt und gebeugt, so greisenhaft-wesenlos, daß die Tiere ihn nicht mehr fürchteten. Die Vögel flohen nicht von ihren Nestern, wenn er davor stand. Die Thujahecken, die den weitläufigen Garten durchzogen, brauchte er nicht zu umgehen: wie ein Schatten glitt er durch sie hindurch. Manchmal ließ er die fette Erde der Beete durch seine elfenbeinfarbenen Finger rieseln, mit feierlichen, seltsamen Bewegungen, als hätte er Heiliges berührt. Bisweilen starrte er auch den Wolken nach. Dann kam jedesmal ein unruhiges Flackern in seine sonst toten Augen . . .

Man hatte mir von ihm erzählt, daß er einst ein großer Musiker gewesen sei. Gewaltige Werke hatte er komponiert. Eins davon, eine symphonische Dichtung, „Die Lieder der Wolken", hatte ihn berühmt gemacht, aber er vermochte sich nicht durchzusetzen. Manche seiner Werke wurden verlacht, von der zünftigen Kritik verrissen. Darüber verbittert, zog er sich von allem zurück. In verhältnismäßig jungen Jahren kaufte er sich in ein Spital für alte Leute ein. Hier führte er ein seltsames, ganz nur auf sich gestelltes Leben. Er mied jeden Verkehr und alle „Musik der Menschen", wie er sagte. Seinen Freunden, die ihn der Welt wiedergeben wollten, pflegte er zu antworten: „Ich höre die Bäume singen, die Wolken und die Erdkrume. Das ist nichts für Euch Narren. Eure Ohren hören andere Dinge!"

Einmal sollte ich auch seine Bekanntschaft, und zwar auf eine ganz absonderliche Weise machen. Ich saß eines vormittags am Flügel und spielte einen Satz aus seiner berühmten Symphonie. Da stand er plötzlich hinter mir. Wie er in mein Zimmer gekommen war, ich weiß es bis heute noch nicht. „So ist es nicht!" hörte ich ihn sagen. Ich war aufgesprungen, und in demselben Augenblick ließ er sich auch schon in den Sessel fallen. Einige Sekunden lang starrte er wie geistesabwesend auf die Klaviatur. Dann begannen seine langen, schmalen Finger über die Tasten zu gleiten. Noch nie hatte ich Aehnliches vernommen, wie die Klänge, die jetzt durch den Raum schwebten. Wunderbar erblühte das Elastische dieses Satzes. Was ich vorher nur stümperhaft andeuten konnte, hier nahm es Gestalt an. Es waren Töne wie aus schwerem Brokat. Aus verborgenen Tiefen kommend, drangen sie empor zum Licht, gruppierten sich um ein zartes, getragenes Motiv, das immer wieder hervorklang, und verdichteten sich schließlich zu einem Bilde: Wolkenbänke, goldumrändert, lagen vor der sinkenden Sonne wie Gestade der Seligen. Stimmen kamen von dort her. Stimmen Verstorbener, Verklärter. Stimmen, die nichts Irdisches mehr an sich hatten. Sie schwollen an zu einem brausenden Fortissimo und verklangen langsam wieder mit dem sterbenden Licht der Sonne. Die Nacht kam. Die Finsternis, das große Schweigen . . .

Als er geendet, stieß er den Stuhl fast brüsk zurück. Der Stuhl schlug um. Lärm zerriß die Stille des Zimmers. Er schmerzte fast körperlich. Meine Augen suchten den seltsamen Gast. Ich wollte zu ihm sprechen. Aber ich sah ihn schon nicht mehr. Er war gegangen, wie er gekommen. Ich hatte die Tür nicht gehen hören. Vom Fenster blickte ich hinab in den Garten. Auch dort sah ich ihn nicht. Die Linden standen unbeweglich in der Sonnenglut. Am Himmel zogen weiße Sommerwolken. Eine endlose Flotte, aus unbekannten Häfen kommend, langsam das blaue Meer der Ewigkeit furchend . . .

Erst nach einigen Tagen sah ich ihn wieder, so wie ich ihn immer gesehen: ein Schatten zwischen den Thujahecken, ein ruheloser Wanderer auf buchsbaumgefaßten Wegen, die für ihn kein Ende zu haben schienen. Im Rahmen meines Schreibtischfensters stand immer das Bild des Greises, in dessen Brust noch ein Funke des verschütteten Feuers seines Lebens glimmte. Die Welt hatte es nicht ganz zu löschen vermocht. So schweelte es unter der Asche der Enttäuschungen weiter, fressend, quälend, zermürbend. Bis der Tag kam, an dem der letzte Funke verglühte. In der Stunde, da ich Zeuge seines Todes wurde. Nie werde ich diese Stunde vergessen, und noch jetzt, nachdem ein Jahr darüber hingegangen ist, steht sie mit unheimlicher Deutlichkeit vor meinen Augen. Es war an einem schwülen Julitage in der Mittagszeit. Er ging wie gewöhnlich unter den Linden auf und ab und sah zu den Wolken empor, aus denen von Zeit zu Zeit ein leiser Donner grollte. Bald war aus den Wolken eine einzige grau-schwarze Masse geworden. Blitz auf Blitz zuckte daraus hervor, immer aufwühlender wurde der Donner. Regen strömte hernieder. Der Alte war noch immer unter den Bäumen. Das Toben der Elemente schien seine Schritte zu beflügeln. Jetzt stieg er auf eine Bank, richtete sich herzengerade auf und entnahm seiner Brusttasche einen schwarzen Taktstock. Mit wilden, unheimlichen Bewegungen begann er ihn zu schwingen: er dirigierte das Orchester des Himmels, das der „Lieder der Wolken" letzten Satz mit grandioser Meisterschaft spielte. Da, ein greller Blitz und ein gewaltiger Donnerschlag. Aus einer der Linden schoß eine Feuergarbe empor. Ein gellender Schrei: ein vom Blitz getroffener riesiger Ast war auf den Alten gestürzt und hatte ihn unter sich begraben . . .

Ich bin, inmitten einer Schar tuschelnder Greise, hinter seinem Sarge hergegangen. Ueber uns zog am tiefblauen Himmel jene weiße Wolkenflotte, der sein Auge ich so oft folgen sah. Ob er am Steuer einer dieser himmlischen Barken stand? Die Segel geschwellt vom Winde ferner Sterne, den Kurs in die Ewigkeit haltend? So fragte ich mich damals und so frage ich mich noch jetzt, wenn ich Wolken in ruhiger Fahrt am blauen Himmel sehe.

Die deutsche Frau und die Mode

Von Charlotte Lobero-Berlin.

In der Reichshauptstadt plant man für den diesjährigen Herbst eine große Ausstellung „Die Mode und die Dame". Es soll in erster Linie dem Auslande der Beweis für die Vollgültigkeit der in Deutschland geleisteten Qualitätsarbeit und für die selbständige Entwicklung der deutschen Mode überhaupt erbracht werden.

Deutsche Mode! Eine lange Zeit in modischen Kreisen ein verpönter Begriff. Vor dem Kriege z. B. galt nur das als gesellschaftsfähig, was an Hüten, Kleidern und Schuhen aus dem Ausland kam. Die deutsche Frau, vornehmlich die der zahlenden Kreise, war nur dann „angezogen", wenn das Kleid oder der Hut die Marke irgendeiner Pariser, Lyoner oder Rizzaer Firma trug.

Dann kam der Krieg und machte mit einem Schlage das zum Zwang und zur Notwendigkeit, was bis dahin, abgesehen von wenigen durch besondere Beziehungen bedingten Ausnahmen, nur Wunsch und Hoffnung gewesen war. Die wirtschaftliche und kulturelle Abgeschlossenheit gegen das Ausland stellte die deutsche Frau vor die Aufgabe, selbst zu suchen und zu wählen, selbst Stil und Abwechslung in das Modebild zu bringen. Auf der andern Seite aber forderte sie von der gesamten Bekleidungs- und Textilindustrie, sich den völlig veränderten wirtschaftlichen und technischen Bedingungen restlos anzupassen.

Im großen und ganzen wurde, abgesehen von anfänglichen Stilwidrigkeiten und Uebertreibungen, auch Unsinnigkeiten — es sei nur an die Stoffverschwendung der Jahre 1915 und 1916 erinnert — diesen Erfahrungen entsprochen.

Seitdem sind mehr als zehn Jahre vergangen. Gewaltige Arbeit ist geleistet worden. Aus den ersten zagen Versuchen, eine „Deutsche Mode" zu schaffen, wurde kraftvolles wirtschaftliches und künstlerisches Leben. Die Ausstellung des Verbandes „Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur" auf der vorjährigen „Gesolei" gab einen anschaulichen Ueberblick über die gewaltige Pionierarbeit, die in den letzten Jahrzehnten von deutschen Frauen geleistet wurde. Das wertvollste Ergebnis dieser „Deutschen Modeausstellung" ist jedoch die Erkenntnis, daß all die gesundheitswidrigen und lächerlichen Auswüchse, die den Anzug der Dame früher belasteten, eben nur infolge der so gern bespöttelten deutschen „Reformbestrebungen" verschwanden. Die so überaus beliebten „Neuheiten" von heute, wie Kasack, Jumper, Pullover, oder wie die fremdsprachlichen Bezeichnungen lauten mögen, entstammen keinen englischen oder amerikanischen Vorbildern, sondern Anregungen und Modellen, die teilweise schon vor dem Kriege aus den Kreisen des genannten Verbandes als „Deutsche Mode" vorgeschlagen wurden. Die Geschmacklosigkeiten und Uebertreibungen aber, wie sie sich erst jetzt wieder bemerkbar machen, rühren nachweislich immer wieder von ausländischen Einflüssen her.

Tief und unlöslich ist der Zusammenhang zwischen Mode, Kultur und wahrem Frauentum. Eine Mode wird immer geboren aus den jeweiligen Kulturerrungenschaften und Wirtschaftsverhältnissen. Oberflächlich betrachtet, ergäbe so eine Uebersicht über die heute bei der Allgemeinheit gebräuchlichen Mode-Erzeugnisse ein betrübendes Bild. Denn die Hälfte dessen, was deutsche Frauen und Mädchen tragen, ist so undeutsch wie nur möglich, klammert sich ängstlich und sklavisch an ausländische Vorbilder an, immer und ewig in der lächerlichen Angst, „unmodern" zu erscheinen. Und umgekehrt? Ist es nicht mit allem, was sich heute als „Deutsches Kultur- und Geistesleben" in unsern Großstädten darbietet, genau so bestellt? Allerdings — die Großstädte stellen noch lange nicht das gesamte Deutschland dar. Außerhalb dieser Massenansammlungen pulsiert noch genug wurzelechtes und tief im Deutschtum verankertes Leben. Ueberall sind Kräfte am Werk, das große, unser Volk bis in die tiefsten Abgründe erschütternde Erlebnis des Krieges in fruchtbringende Erkenntnis und Tat umzuwandeln. Ueberall arbeiten Männer und Frauen an der wirklichen Erneuerung unseres Volkes, ihm herauszuhelfen aus der Not und Wirrsal seiner Tage. Und trotz Moderevuen und Girlkultur schaffen und wirken Tausende von Frauen, um auch der deutschen Mode zu ihrem Recht zu verhelfen; sie arbeiten an der Wiederaufrichtung eines deutschen, weiblich-sittlichen Lebensideals, das geeignet ist, einen Damm gegen die drohende Amerikanisierung, Verflachung und Entsittlichung zu bilden.

Wenn jedoch diese Arbeit nicht nutzlos verpuffen soll, dann muß sich in allererster Linie die gesamte deutsche Frauenwelt dessen bewußt werden, daß von ihrer Einstellung zum Deutschtum, ihrer Art, sich zu kleiden und zu geben, der Haupterfolg abhängt. Auf ihre Erziehung zum Nachdenken darüber, daß Mode mehr ist als ein Luxusbegriff, und auf ihre Heranziehung zur geistigen und praktischen Mitarbeit an der Vervollkommnung der deutschen Mode kommt es an.

Wer aber immer noch geneigt ist, den so oft gehörten abfälligen Bemerkungen über die „deutsche Mode im Wandervogelstil" Glauben zu schenken, der sehe sich doch einmal um, ob sie wirklich den Tatsachen entsprechen. Denn die meisten dieser Urteile beruhen auf Unkenntnis und Bequemlichkeit.

Freilich verlangt ein deutsches Kleid, wie es heute in den zahllosen deutschen Werkstätten geschaffen wird, Frauenwürde, seelische und geistige Anmut von seiner Trägerin; Ansprüche, denen die „Mannequins" im Smoking, mit der Eton-Frisur und ähnlichen neuzeitlichen Errungenschaften in den wenigsten Fällen genügen dürften. Auch der so oft gehörte Einwand, das ausgesprochen deutsche Kleid sei plump, entbehre jeder Eleganz und Gepflegtheit — sei also unmöglich bei internationalgesellschaftlichen Ereignissen — wird angesichts der wirklich erstklassigen Erzeugnisse der Werkstätten des bereits oben einmal genannten Verbandes völlig hinfällig.

Eine bequeme und gedankenlose Schicht von Frauen glaubt das jedoch alles mit der Bemerkung „Tracht" abtun zu können. Nichts ist wohl so mißverstanden und falsch ausgelegt worden wie diese Bezeichnung. Was ist denn natürlicher, als daß man in einem Kleid wandert, das praktisch und gesundheitlich ist und doch anmutig wirkt? Aber die emsigste aller Vorkämpferinnen für eine deutsche Mode wird niemals eine allgemeine gleiche Kleidung verlangen, wird niemals die Verpflanzung des Dirndelkleids in den Salon befürworten oder gar die Berechtigung eines mit besonderer Liebe und Sorgfalt hergestellten Festkleides bestreiten. „Das rechte Kleid am rechten Ort!"

Darum sei allen Nörgeleien und Einwendungen zum Trotz immer wieder gesagt: Die deutsche Frau muß nur wollen, nur endlich den Mut haben, sie selbst zu sein; sie braucht in der Mode keine ausländischen Vorbilder. Der eigene Formenreichtum und die eigene Phantasie sind groß genug und lassen Spielraum für jede persönliche Eigenart. Die Arbeit deutscher Frauen schafft heute das deutsche Kleid, wie es sein soll: „frei von ausländischen Einflüssen, schicklich und weiblich. Alles andere sind Einzelfragen, abhängig von Geschmack, Lebensführung, Lebenshaltung, Stil usw. Das Wesen der deutschen Kleidung aber, sofern sie nicht eine Moderichtung, sondern bleibendes Kulturgut sein soll, liegt in diesen drei Grundforderungen begründet."

Hoffen wir also, daß die geplante Ausstellung, die eingangs erwähnt wurde, diesen selbstverständlichen Grundforderungen der deutschen Frauenwelt entspricht.

Sammlerinnen

Von Marv. Boehn.

Eine Frau, die sammelt, das heißt also nach vorgefaßtem Plan, systematisch, unter Opfern von Zeit, Mühe und Geld Gegenstände zusammenbringt, die eigentlich keinen Zweck haben; man kann sie nicht genießen, sich nicht damit putzen, nur in Ausnahmefällen schmücken sie das Heim, also wozu? Und eine solche Frau sollte es geben? Die Fragezeichen häufen sich bedenklich. Und nun gar Frauen, die Bücher sammeln? Welche Idee! Die Frau verbringt ihr halbes Leben in einem aufreibenden, weil völlig erfolglosem Kampf mit dem Staub. Sie jagt hinter ihm her, sie vertreibt ihn von einem Platz zum andern und wird seiner nie Herr. Und das tun sie alle. Als Edmund de Goncourt einmal die Baronin Rothschild besuchte, fand er die reichste Frau beim Staubwischen. Und von ihr verlangt man, daß sie Bücher, also die ärgsten Staubfänger, die es gibt, auch noch hegen und pflegen und lieben soll? Aber Scherz beiseite, Frauen und Bücher, das gibt keinen guten Klang, die Frau als Bücherfeindin, das ist natürlich, das reimt sich. Den Grund für die fehlende Bücherliebe der Frau werden wir, soweit es die Vergangenheit betrifft, wohl in dem Mangel an Bildung suchen müssen. Der Unterricht der Knaben ließ viel zu wünschen übrig, die der Mädchen aber alles. Unwissenheit galt als eine Zierde des Weibes. „Es ist kein Rock oder Kleid", sagte Luther einmal, „das einer Frau oder Jungfrau übler anstehet, als wenn sie klug sein will." Diese Anschauung saß fest in allen Köpfen und hielt die geistige Ausbildung des weiblichen Geschlechts auf einem sehr niedrigen Niveau. Aber selbst wenn man das zugibt, so bleibt doch noch ein großer Rest dunkel. Gut, die Frau sammelt keine Bücher, weil sie sie nicht liebt, aber sie liebt Spitzen, Porzellan, Schmuck und sammelt sie doch nicht?

Das wären alles Gegenstände aus dem Reich der Dame „zu deren Wertschätzung es keiner besonderen Bildung bedürfte. Und wie viele Frauen gibt es denn, die dergleichen sammeln? Die Ausnahmen bestätigen nur wieder die Regel. Ja, Marie v. Ebner-Eschenbach sammelte Taschenuhren, Lady Charlotte Schreiber war eine Porzellansammlerin, der es an Verständnis und Eifer kein Mann zuvortun könnte. Wir hören, daß es Damen gibt, die Ringe, Fingerhüte, Dosen, Fächer zusammenbringen; aber an Zahl und Bedeutung verschwinden auch da die Sammlerinnen vor dem Sammler. Moden, Modenjournale und Modebilder interessieren jede Frau. Die einzig wertvolle Sammlung derselben verdanken wir einem Mann. Wir kannten eine Sammlung herrlicher, alter Spitzen. Nach dem Tode des Besitzers hat sie die Witwe zerschnitten (wahrhaftig zerschnitten!) und zur Garnierung ihrer Kleider und Jupons verwendet. So wenig eine Frau befähigt ist, über Menschen und Verhältnisse ein unparteiisches Urteil abzugeben, so wenig ist sie imstande, sich zu objektivieren. Sie bezieht alles auf sich selbst. Es steht ihr oder es steht ihr nicht, das ist ihr letzter und entscheidenden Schluß. Darum bringt sie auch den Dingen nur insoweit Interesse entgegen, als sie ihr dienen, als man sie brauchen oder sich mit ihnen putzen kann. Es gibt nur eine Ausnahme, wenn die Mode etwa mitspricht. Zwischen 1830 und 1870 gehörte es zu dem guten Ton einer Dame von Welt, ein „Album" zu haben mit Eintragungen, Zeichnungen, Kompositionen berühmter Männer, möglichst berühmt versteht sich. Wie viele solcher Albumblätter haben Liszt, Richard Wagner, Mendelssohn u. a. nicht komponiert, wie viele haben Kaulbach, Steinle, Schwind, Richter aquarelliert? Da haben sie „sammeln" können, weil die Eitelkeit ins Spiel kam. Aber glaubt irgend jemand, sie hätten sich diese Beiträge etwas kosten lassen? Wie sie die Künstler mit ihren Albums geplagt haben, das hat Gavarni in einem allerliebsten Blatt seiner Lithographien dargestellt. Wir wollen abwarten, ob die neue Zeit, die ja die Frau immer mehr in männliche Berufe treibt, auch männliche Neigungen in ihr wecken wird. Am Sport beteiligen sie sich ja schon — nun, meine Damen, sammeln Sie!

Zwischen Morgen und Abend in Paris

Von L. Hansen.

Schön sein und elegant sein ist garnicht so leicht, wie sich das manche einfache Frauen, die mit ihren Toiletten sparsam sein und sich um Wirtschaft und Kindererziehung bekümmern oder gar mit gewerbsmäßiger Arbeit ihren Tag ausfüllen müssen, manchmal vorstellen. Viele denken sich, wenn ich nur Zeit und Geld hätte, ich wollte schon meinen Freunden und Bekannten zeigen, daß ich es verstehe, schöne Toiletten zu bestellen, mich modern und kleidsam zu frisieren, eine schlanke Linie zu haben und zehn Jahre jünger auszusehen, als ich es bin. Aber sie irren sich. Mit Geld erlangt man freilich viel, aber doch nicht alles, und mit einem reichlichen Aufwand an Zeit kann ebenfalls für Schönheit und Eleganz sehr Bemerkenswertes erreicht werden, aber um einer Frau das „chachet" von Grazie und Eleganz in jeder Beziehung, in Gang und Tracht und Ausdrucksweise zu geben, muß man das Leben einer wirklich eleganten Pariserin führen. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß es bewunderungswürdig ist, auch nicht einmal beneidenswürdig, wie es sich von weitem ausnimmt, im Gegenteil: es hat seine ganz unerfreulichen Schattenseiten.

Die elegante Pariserin unterscheidet sich von einer eleganten Deutschen ganz besonders dadurch, daß sie viel mehr außer dem Hause lebt, als im Hause. Der Schwerpunkt ihres Daseins ist außer dem Hause gelegen . Es kommt ihr nicht so sehr darauf an, sich ein behagliches Heim zu schaffen, ein gastliches, stets zum Empfang bereites Haus zu haben: die elegante Pariserin denkt vor allen Dingen an ihre Toilette, an ihr hübsches Aussehen — und dann, wie und wo sie beides am besten zeigen kann.

Daher ist ihr Tag auch vollkommen damit ausgefüllt. Die Vorbereitungen zum Ausgehen und Sichzeigen nehmen alle Zeit in Anspruch. Das beginnt schon am frühen Morgen. Nachdem sie im Bett massiert worden ist und darauf ihre Schokolade getrunken hat (die meisten Französinnen trinken morgens ihre Schokolade) schlüpft sie in ihr Toilettezimmer, wo sie der Coiffeur oder die Manicure bereits erwartet, um Kopf und Hände in Bearbeitung zu nehmen. Denn die Haare wie die Nägel müssen glänzen, und liebliche Wellenlinien müssen den Kopf umrahmen. Und was erfordert nicht schon allein die „gute Frisur" für Sorgfalt und Arbeit.

Das Gesicht beansprucht verhältnismäßig weniger Pflege und Mühe. Es erfordert geringere Zeitopfer, als sich elegante und nicht kokette Frauen vorstellen. Von einigen Ausnahmen abgesehen schminkt sich die Pariserin nicht viel. Reiche Engländerinnen und Damen aus der Halbwelt schminken und bemalen sich, aber die wirklich elegante Pariserin reibt nur, bevor, sie sich pudert, das Gesicht mit Creme oder Schönheitswasser ein. Oft benutzt sie dazu auch nur Goldcreme. Etwas rote Pomade auf die Lippen, gehört zur Toilette, nicht zu viel, nur gerade genug, um die Mundlinien besser zu zeichnen und die Zähne weißer erscheinen zu lassen. Schwarze Striche unter die Augen lieben noch einige Pariserinnen, im allgemeinen jedoch zieht man es vor, sich auf Puder und Lippenstift zu beschränken.

Wenn sie alsdann das Toilettezimmer verläßt, ist sie in den meisten Fällen bereits zum Ausgehen fix und fertig. Auch hat die Köchin bereits ihre Order für den Tag bekommen. Viel Kopfzerbrechen hat das nicht verursacht. Madame hat zuviel mit ihrer Schönheitspflege — die ja in Paris zu einer Art Lebenskunst gemacht wird — zu tun, um sich außerdem noch angelegentlich um „Interna" zu bekümmern. Der ganze Zuschnitt des Hauses ist auch nicht dazu angetan. Die Dienstboten würden sehr erstaunte Gesichter machen, wenn „Madame" es sich einfallen ließe, plötzlich häuslich zu werden. Vieler Phantasie bedarf es also nicht, um das Menü bei der Köchin zu bestellen.

Man frühstückt in den meisten Häusern alle Tage ungefähr das Gleiche. Ein Pariser Frühstücksmenü besteht aus Eiern, Koteletten, Salat, Kartoffeln, Käse und Früchten. Abends diniert Madame meistens „en ville", d. h. bei Freunden oder im Restaurant, und nur wenn bei ihr selbst Gäste erwartet werden, bekümmert sich die elegante Frau etwas ernster um die Küche. Freilich reicht auch dann ihre Sorge nicht weit: Blumen und Dessert spielen die Hauptrolle. Im übrigen versteht sie aber in der Regel nicht viel von kulinarischen Genüssen und muß sich hier auf die Vorschläge ihres Cordon bleu — der „Perfekten" verlassen. Allerdings muß berücksichtigt werden, daß hier nur von der eleganten Pariserin die Rede ist, nicht von der klugen, tüchtigen, sehr umsichtigen französischen Hausfrau. Es gibt deren mehr, als man vielleicht in Deutschland im allgemeinen vermutet.

Im fußfreien tailor-made, einen kleinen feschen Hut auf dem Kopf, läßt sie sich bis an das Tor des Bois de Boulogne fahren. Hier unternimmt sie gewissenhaft ihre hygienische Promenade, um sich ihre schöne Figur und ihre Elastizität zu bewahren. Eine Stunde lang wird in der Avenue du Bois de Boulogne oder im Bois selbst ein ernsthaftes „Footing" innehalten. Hier und da begegnet man einem befreundeten Kavalier, hoch zu Roß. Man wechselt in aller Eile mit ihm ein paar Worte, trifft Diner- oder Theaterverabredungen.

Es ist schick und üblich, sich bei diesen Morgenspaziergängen von seinem Hund begleiten zu lassen. Der muß natürlich von Rasse sein, trägt ein kostbares Kollier mit dem Namen seiner Herrin um den Hals und, wenn es kühl ist, einen koketten Paletot, der nach englischem Muster gearbeitet und mit Seide abgefüttert ist. Es gibt verschiedene Hundeschneider in Paris, die den Luxus für ihre bellende Kundschaft sehr weit treiben.

Wenn Madame „Maman" ist, geht sie noch vor dem Frühstück in die Champs Elysees oder in den Tuileriengarten oder auch in den Parc Monceau, um „bebe" zu besuchen, und die „nounou" (Amme oder Kinderfrau) mit der schönen Bänderhaube in ihrem Klatsch mit ihren Kolleginnen zu stören. Dann aber eilt sie schnell nach Haus, um mit ihrem Gatten zu frühstücken. Meist sehen sich hier Monsieur und Madame bei den Koteletten zum erstenmal seit gestern abend.

Gleich darauf beginnt die Haupttätigkeit der vielbeschäftigten „Eleganten". Ein Blick in ihr kleines silbernes Notizbuch belehrt sie über die verschiedenen Verpflichtungen und Verabredungen, die für die Nachmittagsstunden vorliegen. Da steht: Besuch des Concours hippique oder Besuch des „Salon" in den Champs Elysees, Besuch der Ausstellung für Motorwagen, Vortrag des Professors Izoulet, Matinee bei der Herzogin von R., Tee bei Madame de Fleurie oder Rendevouz im „The" der Rue Cambon oder im „The Ceylon" der Rue de Chateaudun, ferner eine Anprobe bei dem berühmten X., dem berühmtesten, geschmackvollsten Pariser Schneider. Er steht mit seinen vornehmen Kundinnen in fast freundschaftlichen Beziehungen, besitzt ein eigenes Atelier mit kostbaren Kunstsammlungen und gehört zu den Pariser Notoritäten. Bei ihm lassen sich die russischen Großfürstinnen und die französischen Theaterprinzessinnen und viele andere ankleiden. Die Theater veranstalten für ihn vor der öffentlichen Generalprobe eine spezielle Toilettenprobe auf der Bühne, die allen Parisern bekannte Repetition des couturieres. Anprobe bei dem berühmten X. ist eigentlich das wichtigste Ereignis des Tages.

Wenn man nun alle die verschiedenen wichtigen Dinge erledigt hat, ist es gegen sieben Uhr geworden. Schnell nach Haus! Es ist gerade noch Zeit, um rasch ins Toilettenzimmer zu schlüpfen und sich zum Diner anzukleiden; während die femme de chambre Madame die Schuhe wechselt und die Haare glättet, liest diese die eingelaufene Post und fragt, ob Bebe artig war, ob Monsieur schon vom Klub nach Hause gekommen sei. Bebe schläft bereits, hat seine „bouillie" (Brei) gut gegessen. Monsieur ist in seinem Toilettenzimmer und kleidet sich für den Abend an. Um acht Uhr rollt der Wagen in den Torweg. Madame rauscht noch schnell in Bebes Zimmer zurück, drückt einen parfümierten Kuß auf die umlockte Stirn des Kindes und rasselt und rauscht in das Antichambre, wo ihr die Jungfer den großen kostbaren Abendmantel umhängt, während Monsieur im Frack ihrer harrt. Der Kammerdiener hält ihm den Ueberzieher und reicht ihm den goldbereiften Abendstock.